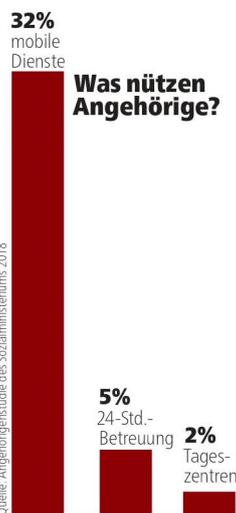
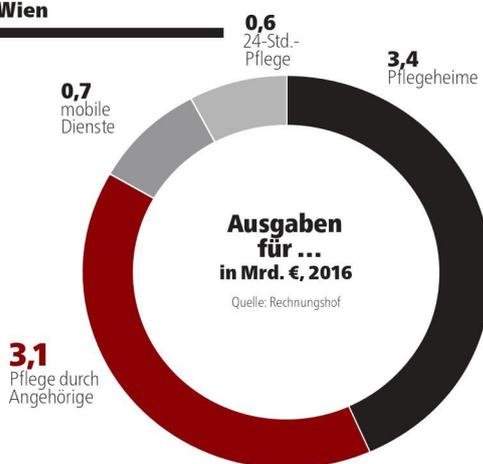


„ In den letzten Jahren ist es für mich schlimmer geworden. Es gibt häufig Dienstplanänderungen. Ständig muss ich einspringen und erreichbar sein, weil wieder eine Kollegin im Krankenstand ist. Seit 33 Jahren arbeite ich jetzt Vollzeit in der mobilen Heimhilfe, und ich habe in dieser Zeit viele Kolleginnen kommen und gehen sehen. Die meisten bleiben heute nicht länger als vier oder fünf Jahre, weil sie es nicht schaffen; weil sich dieser Beruf mit Familie schwer vereinbaren lässt. Bei uns arbeiten sehr viele Frauen. Auch ich habe öfter darüber nachgedacht, zu wechseln, besonders als meine Tochter noch klein war. Es ist eine schöne Arbeit, von den Klienten kommt viel Herzlichkeit zurück, aber der Beruf bedeutet auch Stress, wenig Geld und wenig Wertschätzung. Wenn Junge bei uns in den Job hineinschnuppern, sagen sie nach ein paar Tagen: Das tu ich mir nicht an.

In der Regel betreue ich acht Personen am Tag, manchmal bis zu zehn. Ich stehe um fünf Uhr früh auf, um 6.30 Uhr bin ich beim ersten Klienten. Ich arbeite bis 13 Uhr, oft auch bis 14 Uhr durch, dann habe ich zwei bis drei Stunden Pause, bevor es weitergeht, häufig bis 20 Uhr. Die Zeit beim Klienten wurde uns gekürzt. Oft müssen wir innerhalb von 30 Minuten die Menschen waschen, anziehen, Frühstück machen, Bett überziehen, Medikamente vorbereiten. Für ein Gespräch bleibt kaum Zeit, dabei wäre das so wichtig. Die Menschen vereinsamen.

Viele machen den Fehler und beantragen zu spät eine Heimhilfe. Die Klienten sind dann in der Pflegestufe 1, dabei bräuchten sie drei Mal am Tag eine Unterstützung. Nach ein paar Wochen übersiedeln sie dann ins Pflegeheim, meist krankheitsbedingt. Auch dort sind die Kollegen überfordert. Ich verstehe nicht, warum wir um 250 Millionen Euro eine zweite Stadthalle in Wien bauen anstatt das Geld in die Betreuung und Pflege von Menschen zu investieren. Die 35-Stunden-Woche wäre für mich eine echte Entlastung. Ich hätte 18 Tage mehr Freizeit im Jahr. Wir bräuchten diese Tage dringend.“

Elisabeth Schwarz, 59 Jahre, mobile Heimhilfe bei der CS Caritas Socialis in Wien



950.000 werden von Angehörigen gepflegt.

Rund 800.000 davon kümmern sich daheim um Kranke und Alte; der Rest (146.000) ist in die Pflege von im Heim lebenden Verwandten eingebunden.

„ Ich habe vor Kurzem in die mobile Hauskrankenpflege gewechselt. Ich habe das im Krankenhaus nicht mehr geschafft. Ich war zuerst in Wien, später in der Steiermark, immer auf der Ambulanz für innere Medizin. Am Wochenende hatte ich 24-Stunden-Dienste, war allein für rund 30 Patienten zuständig, wo jeder einzelne im Schnitt drei Stunden in Betreuung war. Im Krankenhaus arbeiten viele Pflegerinnen in Teilzeit. Fällt jemand aus, wird selten nachbesetzt, dann hast du die doppelte Arbeit. Du bist im Dauerstress.

Jetzt kann ich mir die Zeit flexibler einteilen. Ich beginne um halb acht in der Früh und kann davor noch meine Kinder in den Kindergarten bringen. Der Personalmangel ist in der mobilen Hauskrankenpflege aber noch größer als im Krankenhaus. Ich führe viele Visiten durch, kümmere mich darum, dass alle nötigen Hilfsmittel bei den Patienten vor Ort sind, betreue Wundheilpatienten, führe Verbandswechsel durch. Man muss oft kurzfristig einspringen. Da kann es auch vorkommen, dass du als Krankenpflegerin einen Tag lang normale Heimhilfe machst und die Haushaltstätigkeiten übernimmst. Da hilft dir auch dein Diplom nichts – die Menschen müssen versorgt werden.“

Katharina P., 33 Jahre, mobile Hauskrankenpflegerin, Steiermark

„ Ich wollte eigentlich länger in Karenz bleiben, aber meine Chefin hat mich darum gebeten, ein halbes Jahr früher zurückzukommen. Sie brauchen Leute. Ich bin Pflegeassistentin in einer Privatklinik in Graz, auf der Station für allgemeine Chirurgie. Ich habe Kleinkinder daheim und derzeit eine 25-Prozent-Stelle – zumindest offiziell. In Wahrheit arbeite ich jeden Monat das Doppelte. Die Stimmung im Krankenhaus ist schlecht, vor allem bei den Kolleginnen, die Vollzeit arbeiten. Wenn du drei Tage hintereinander 12-Stunden-Dienste machst, bist du einfach fertig. Es ist oft so viel los, dass man nicht weiß, wo man zuerst angreifen soll. Die Patienten tun mir leid. Manchmal kommen sie viel zu spät zum Mittagessen, weil ihnen niemand aus dem Bett hilft. Dabei sind das sogar Privatversicherte, die für einen höheren Standard zahlen. Bei den Kolleginnen häufen sich die Krankenstände, andere müssen in den Pflegeurlaub, weil ihre Kinder krank sind. Ich weiß nicht, wie das auf Dauer gut gehen soll.“

Irina S., 35 Jahre, Pflegeassistentin in einer Privatklinik in Graz